MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80322-6

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BRUCHMANN, K.

TITLE:

WILHELM VON HUMBOLDT

PLACE:

HAMBURG

DATE:

1887

Master Negative #

91-80322-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

043
S
new ser.Bruchmann, K[urt] 1851-
pt. 17 Wilhelm von Humboldt. Hamburg, Richter, 1887.
36 p. 21 cm. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher vorträge ... Neue folge, 1. ser., hft. 17)

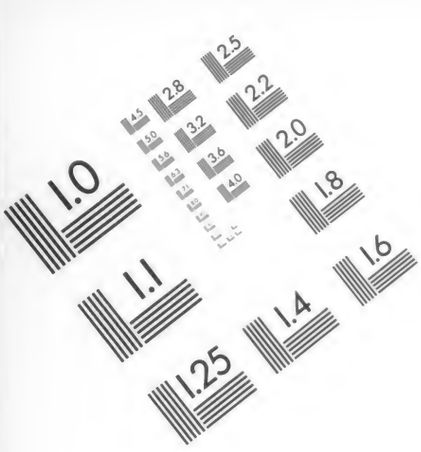
D193H881 Copy in Butler Library of Philosophy.
DB

57499

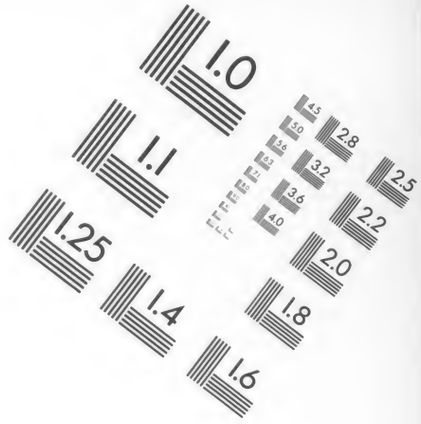
Restrictions on Use:

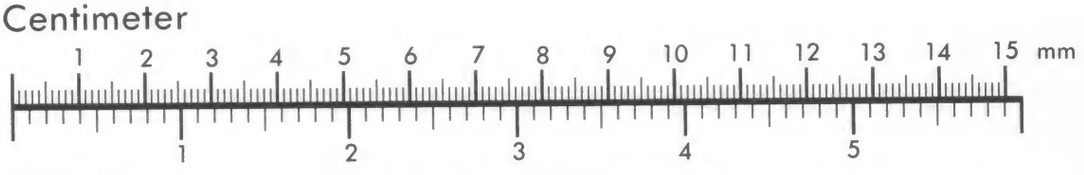
TECHNICAL MICROFORM DATA

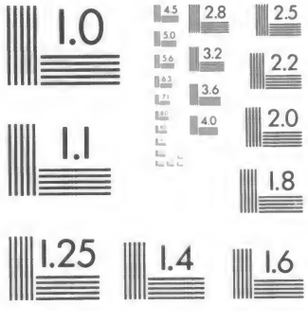
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 11-25-91 INITIALS G.G.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

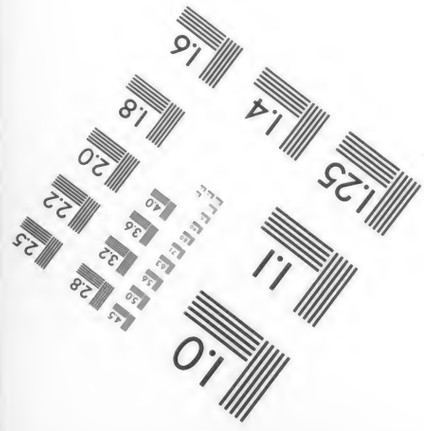


Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202









MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Nicholas Murray Butler.
THE LIBRARY OF PHILOSOPHY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Erste Serie.
(Heft 1—24 umfassend.)

Heft 17.

Wilhelm von Humboldt.

Von

Dr. K. Bruchmann,
Berlin.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1886.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

D193H881-DB

128

D58H88 DD

Butler Library of Philosophy

PHILOSOPHIA VIRTUTIS CONTINET ET OFFICII ET BENE VIVENDI DISCIPLINAM

Columbia University

NICHOLAS MURRAY BUTLER

Wilhelm von Humboldt.

Von

Dr. H. Bruchmann,

Berlin.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

D
193H281
DB

Je. 29. 1916. A.E.T.

Inhalt.

Zeitabschnitte und innere Epochen der Geschichte fallen nicht zusammen. Zusammenfassung des Jahrhunderts als einer Einheit. Das 18. Jahrhundert. Wann beginnt das 19.? Das 18. Jahrhundert in Deutschland seit 1740. Humboldt ein Vertreter des 18. Jahrhunderts. Seite 5—7.

A. Sein Leben. Geburt. Familie. Unterricht. Universität, Frankfurt a. d. Oder, Göttingen. Studien; Neigung für Literatur, die Griechen. Ein Jahr Staatsdienst; Heirath, Privatleben. Beschäftigung und Verkehr. Politische Thätigkeit in Rom und Wien. Tod. S. 8—10.

B. Seine Gedanken und Bestrebungen. S. 10—33.

a. Die schöne Literatur und die Wissenschaft. Studium der klassischen und anderer Völker. Idee der Humanität. Sprachstudium. Anthropologisches Interesse. Verschiedenheit der Sprachen. Die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Philosophie: die Ideen. Das Unendliche. Sprechen und Verstehen, Ursprung der Sprache. Seine Probleme noch immer lebendig. S. 10—21.

b. Politische Gedanken. Freiheit und Harmonie der Persönlichkeit. S. 21.

c. Kritische Zusammenfassung seiner Persönlichkeit. Aesthetisiertes Genußleben. Er will studiren und lernen, nicht produziren und lehren. Vielseitiges Interesse. Gedankenschwelgerei; über Goethe. Die Griechen und Inder. Vorliebe für metaphysische Betrachtung und die höchsten und abstraktesten Ideen. Gegensatz gegen das 19. Jahrhundert. Die Briefwechsel des 18. Jahrhunderts. Das Weibliche. Abhandlung über den Unterschied der Geschlechter. Charlotte Diede. Gegensatz unserer Geschichtsbetrachtung gegen die des 18. Jahrhunderts. Der Mechanismus der Dinge und Begebenheiten. Was wirkt in der Geschichte? Ernährungsverhältnisse. Ausblick auf die Zukunft. Zwei Sonette von Humboldt. S. 22—33.

Literarische Nachweisungen. S. 35—36.

Wilhelm von Humboldt.*

Die Zeitabschnitte, durch welche wir den Verlauf der Dinge zu unterscheiden gewohnt sind, und die Zeit selbst erhalten leicht einen mythologischen Anstrich, so daß sie ihren rein formalen Charakter in den Wendungen unserer Sprache oft in einen inhaltlich bereicherten, individuellen verwandeln. Nicht die Kühnheit von Shakespeare's Rhetorik, welche die Zeit nicht selten poetisch versinnlicht, sondern die sprachliche Gewohnheit des täglichen Lebens zeigt uns jene Neigung zu poetisch-mythologischer Auffassung und zwar um so stärker hervortretend, je größer die zu einer Einheit zusammengefaßten Zeitabschnitte sind.

Schon das Jahr, welches doch nur eine formale Einheit bildet, insofern es lediglich durch eine physikalisch-astronomische Thatsache bestimmt ist, erhält eine mystische Färbung,** wenn der unverdrossene Sylvester-Redner pathetisch vom alten Jahr Abschied nimmt und das „liebe neue Jahr" willkommen heißt. Noch kühner ist die Personifikation eines Jahrhunderts oder gar die jener Gaudy'schen Jahrtausende, welche von den Pyramiden

* Dieser Aufsatz ist nicht zu verwechseln und keineswegs inhaltsgleich mit meinem Artikel, welcher in der „Deutschen Rundschau", Dezember 1884, S. 400—413, abgedruckt ist.

** Vgl. sogar H. an eine Fr., I, 81, S. 76, 83, 85, 155, 195, 198, 225, 294.

herabsehen. Ueberall bei solchen sprachlichen Wendungen (ganz von so gewöhnlichen Redensarten abgesehen wie „die Zeit heilt alle Wunden") macht sich die Herrschaft der Zahl geltend. Das Jahr, das Jahrhundert werden als Einheiten gedacht, nicht ohne individuelles Gepräge, nicht ohne einen gewissen Charakter, welcher nicht sowohl den von ihnen umschlossenen Begebenheiten als vielmehr ihnen selbst zukommt, obgleich sie doch nur die Form oder der Rahmen desjenigen sind, was geschieht und durch sein eigenes Wesen bestimmt wird und wirken kann.

So reden wir in Deutschland z. B. vom 18. Jahrhundert nicht nur in rein chronologischem Sinne, sondern auch so, daß wir damit eine inhaltliche Bestimmung des Wesens von Personen oder Ereignissen jenes Jahrhunderts verbinden. Dabei liegt die Anschauung zu Grunde, daß das 18. Jahrhundert einen einheitlichen und scharf ausgeprägten Charakter besitzt, welcher sich in allen oder den meisten Erscheinungen dieses Jahrhunderts bewährt. Und zwar schwebt uns bei dieser Redeweise als Gegensatz nicht ein beliebiges anderes Jahrhundert vor, sondern gewöhnlich das, in welchem wir leben, das 19. Obgleich chronologisch so klar wie irgend eine andere in Zahlen gegebene historische Bestimmung, läßt sich wohl nach Seiten des Inhalts die Frage aufwerfen, wann das 18. Jahrhundert zu Ende sei und das 19. anfange.

Denn wir haben nun einmal die Anschauung, daß das 18. Jahrhundert seinen vom 19. verschiedenen Charakter besitzt, und man wird kaum glauben wollen, daß sich die Scheidung der spezifischen Eigenthümlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts mit dem Jahre 1799 oder 1800 vollzogen hat. Kurz: so lange Zeiträume, wie ein Jahrhundert, haben weder einen inhaltlich bedeutsamen Abschluß nach Jahren, noch in der Regel ein so gleichmäßiges Vorherrschen wesentlicher Züge, daß es erlaubt ist, sie beinahe zur Einheit eines mythologischen Wesens

zusammenzufassen. Der Grund davon, daß wir diesen logischen Irrthum begehen, scheint der zu sein, daß wir mit vorschneller Induktion von einer Einzelheit oder einigen Einzelheiten einer Epoche glauben eine charakteristische Bezeichnung ihres gesammten Wesens hernehmen zu können.

Wenn nun Wilhelm von Humboldt trotzdem als „ein Mann des 18. Jahrhunderts" hier vorgeführt wird, so erwächst die Pflicht festzustellen, in welchem Sinne hier vom 18. Jahrhundert die Rede sein kann. Es kann nur heißen, daß er so war, wie in einer gewissen Epoche des 18. Jahrhunderts mehrere bedeutende Leute waren, oder wie der geistige Habitus seiner Zeit im allgemeinen war, ein Habitus, welchen wir als im 19. Jahrhundert verschwunden betrachten. Dagegen kann es nicht bedeuten, daß uns Humboldt's Leben und Denken wie ein Paradigma für das ganze 18. Jahrhundert gelten müßte.

Für uns Deutsche bekommt das 18. Jahrhundert überhaupt, wie mir scheint, erst mit dem Jahre 1740, in welchem Friedrich der Große den Thron besteigt, sein Gepräge oder seinen Werth und gerade die eigenthümlichen Züge, an welche wir zu denken pflegen, wenn wir es dem 19. Jahrhundert entgegensetzen.

So mannigfach die Bestrebungen sind, welche eine Zeit zu bewegen vermögen, so wenig bedarf es immer einer allseitigen Berücksichtigung jener Bestrebungen, um einen einzigen Vertreter der Zeit zu verstehen oder zu erklären: dies pflegt nur ausnahmsweise der Fall zu sein. So brauchen auch wir hier nicht auf die politischen, sozialen, religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, sondern, da Humboldt wesentlich eine wissenschaftliche Persönlichkeit war mit lebhaften künstlerischen Neigungen, so wird es genügen, den Schauplatz seines Wirkens nur in der Gegend zu beleuchten, in welcher er charakteristisch wirksam war, in der wissenschaftlichen Literatur.

Doch zunächst haben wir uns in Kürze seine äußeren Schicksale, den Gang seines Lebens zu vergegenwärtigen.

Wilhelm wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam als Sohn des Majors und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt* geboren, seine Mutter war eine geborene von Colomb, er war also zwei Jahre älter als der 1769 geborene Alexander. Bis in die Mitte der 70er Jahre genoß er den Unterricht des berühmten Joachim Campe** und hatte Gelegenheit, Vorträge des Popularphilosophen Engel zu hören. Im Herbst 1787 ging er (natürlich ohne „Abiturienten-Examen") auf die Universität nach Frankfurt a. d. Oder, von wo er jedoch schon Ostern 1788 nach Göttingen übersiedelte, welches gerade damals der Mittelpunkt der sogenannten humanistischen Studien war. Hier zeigte sich denn sogleich Humboldt's Neigung für Sprache und Literatur lebendig; denn obgleich er zum Juristen bestimmt und hauptsächlich vorbereitet war, gab er sich eifrig dem Studium des Griechischen hin und trat mit dem Philologen Heyne, dem Hauptvertreter dieses Faches, in persönlichen Verkehr. Immer bereit schönen und geistvollen Frauen zu huldigen, widmete er Heyne's Tochter Therese, welche allerdings schon mit Georg Forster verheirathet war, eine begeisterte Freundschaft. Neben der griechischen Literatur interessirten ihn Geschichte und Politik. Von Göttingen aus reiste er auch mit Campe im Juli 1789 nach Paris.

Mittlerweile war seine Studienzeit beendigt und er machte, nach Deutschland zurückgekehrt, sein juristisches Probejahr ab, um nach dessen Vollendung — den Staatsdienst zu verlassen. Im Jahre 1791 verheirathete er sich mit Caroline von

* Der Name des Geschlechts läßt sich ziemlich weit zurückverfolgen, nach Pott bis ins 8. Jahrhundert. Er lautete Hunibald, Humbald, Hunpold u. s. w. Der Name bedeutet ungefähr „der Kühne".

** Briefe a. e. Fr., I, 44, S. 97. II, 38, S. 342.

Dacheröden und lebte zunächst in glücklicher Muße auf dem Gute Burgörner, in der Nähe von Mansfeld.

Zwar schrieb er (24 Jahre alt) seine Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen,* doch beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Griechen, besonders mit Pindar und Aeschylus. So kam er in Verbindung mit dem Philologen Fr. Aug. Wolf. Für jene Zeit selbstverständlich war außerdem das Studium Kant's. Im Jahre 1793 besuchte er Schiller in Jena, wo er im Jahre 1794 mit seiner Familie sich aufhielt und mit Fichte und Goethe verkehrte. Durch diese Beschäftigung und diesen Verkehr befestigte sich seine Neigung für Sprache und Literatur so sehr, daß er sich ganz dem Alterthum, besonders dem griechischen, zuwenden wollte. Nach einem weiteren sechsmonatlichen Aufenthalt in Jena im Jahre 1796 (1795 hatte er es verlassen), kehrte er 1797 nach Berlin zurück.

1798 unternahm er eine zweite Reise nach Paris, 1799 von dort aus eine Reise nach Spanien; 1800 kehrte er nach Berlin zurück und hatte nicht lange nachher Gelegenheit, einen lange gehegten Wunsch zu erfüllen: er ging nämlich 1802 als Vertreter Preußens mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes nach Rom, wo er mit der Kurie (Pius VII.) zu verhandeln hatte. Dort blieb er sechs Jahre.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er (1809) in Erfurt die Aufforderung des Königs, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen.** Schon ein Jahr nachher trat er aus dem Ministerium aus, um diplomatisch ver-

* Eine Schrift, welche eine Art Fortsetzung erhielt in der „Denkschrift über Preußens ständische Verfassung" im Jahre 1809.

** Die Gründung der Berliner Universität im Jahre 1809 ist Humboldt's Werk.

wendet zu werden. Er ging als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien. Diesmal wurde er lange genug im Staatsdienst festgehalten, denn erst 1817 konnte er Frankfurt a. M. verlassen, um nach Berlin zurückzukehren. Noch einmal mußte er die Heimath verlassen, um nach London zu gehen, doch nur auf kurze Zeit, denn am 31. Dezember 1819 sah er sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Er starb in Tegel am 8. April 1835.

Das geistige Leben in Deutschland wird seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich durch drei Strömungen bewegt: durch Poesie und schöne Literatur überhaupt, durch die Wiederaufnahme der altklassischen Studien und durch den Aufschwung der Philosophie. Während die Reformation eine Art religiöser Freiheit begründete, deren Konsequenzen freilich von den Reformatoren durchaus verneint wurden, begründete die Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts (wie Gervinus sich ausdrückt, Einleit. S. 152—176) die geistige Freiheit, während unserem Jahrhundert das Ideal der politischen Freiheit zu erstreben übrig geblieben ist. An der Erringung jener geistigen Freiheit (wenn man den Ausdruck will gelten lassen) haben die Deutschen keineswegs allein gearbeitet; Vielen im Gegentheil wird die glänzende Reihe französischer Schriftsteller ein größeres Verdienst zu haben scheinen, deren wirksamster Vertreter Voltaire gewesen ist. In Deutschland jedoch waren die besten Köpfe der Nation von den einheimischen Bestrebungen der Poesie, Philosophie und der humanistischen Gelehrsamkeit erfüllt, während die politische Regsamkeit aus naheliegenden Gründen gering war. Dies also war die Atmosphäre, in welcher Humboldt's Geist sich vorfand. Wenn schon Vertreter der Poesie nicht genannt zu werden brauchen, so kann kurz erwähnt werden, daß die klassischen Studien durch Herder, Winckelmann und Lessing neu begründet wurden, daß es Philologen gab wie Wolf, Heyne, J. M. Gesner,

Ernesti, einen Dichter und Gelehrten wie J. H. Voß, daß die Zeit einen Kultus des Griechenthums betrieb, welchem die ersten Geister, wie Schiller und Goethe, sich leidenschaftlich anschlossen.

Das Studium der Literatur war jedoch nicht auf die beiden klassischen Völker des Alterthums beschränkt, sondern Herder's umfassende Studien, welche später von den Romantikern fortgesetzt wurden, lenkten den Blick der zu kosmopolitischem Literaturgenuß neigenden Deutschen auf die Stimmen der Völker, welche je in Liedern laut geworden waren, und regten so den Gedanken einer universalen Literaturbetrachtung an. Auf den Universitäten waren jedoch auch, wie in Göttingen, Leipzig, Jena, die historisch-politischen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen zum Theil durch glänzende Namen vertreten (Schlözer, Heeren; Haller, Lichtenberg, Blumenbach).

Durch die Hauptbewegung jener Zeit bekamen die Wissenschaften neue Antriebe, und wie die theoretisch-philosophische Betrachtung dann besonders sich zu regen pflegt, wenn neue Thatsachen aus der Erfahrung bekannt geworden sind, so wird auch hier, in dieser Zeit, die Reichhaltigkeit der empirischen Anschauungen Veranlassung zu einer Vertiefung des theoretisch-spekulativen Interesses.

Proben der Literatur wurden in Deutschland bekannt durch die Wiederbelebung der Griechen und durch die Herbeiziehung anderer Völker, endlich gab die einheimische Produktion in Poesie und Prosa, in allen Gattungen der schönen Literatur eine Fülle realer Objekte, um für die theoretische Betrachtung als Grundlage zu dienen. Dazu wurden die griechischen Dichter mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erklärt und nach allen antiquarischen Gesichtspunkten erläutert. Homer verdrängte in gewissem Sinne die Bibel, und die deutsche Literatur bekam mehr als billig griechischen Geist und griechische Form.

Ein so rein humanitäres Erzeugniß, wie schöne Literatur, erregte dann mit Nothwendigkeit die Humanität, zunächst in

dem Sinne, daß alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes, soweit sie in der Literatur niedergelegt sind, des Studiums werth schienen. Herder hatte das begonnen, die Schüler setzten es fort. Die Verherrlichung der Idee der Humanität ist darum ein typisches Zeichen jener Zeit des 18. Jahrhunderts geworden, und sie spielt bei Humboldt insofern eine große Rolle, als er sich ausdrücklich und wiederholt als ihren Anhänger bekennt.

Wenn zugestanden werden muß, daß zunächst die werthvolleren Erzeugnisse fremder Literaturen in Deutschland bekannt wurden und hauptsächlich wegen ihres Inhalts Aufnahme fanden, so gab es noch eine andere Klasse von ausländischer „Humanität", welche blos durch ihre Form, als Sprache, als geistiges Erzeugniß irgendeiner menschlichen Gemeinschaft den deutschen Geist, besonders aber Humboldt anzog. Seine Sprachkenntnisse erweiterten sich mit der Zeit bedeutend. Seit 1789 lernte die altfranzösische und einen Theil der spanischen Literatur kennen, mit Einschluß der baskischen.* In Rom wurde er mit den amerikanischen Sprachen vertraut, seit 1814 mit dem Sanskrit.

Diese kurze Musterung ergiebt, daß er das Licht, zu welchem sich menschliche Intelligenz entzündet hatte, aller Orten aufsuchte, soweit sie durch die Forschung der Zeit zugänglich gemacht wurden. In Europa kennt er die Hauptidiome (mit dem Slavischen); was in Asien und Amerika sprachlich Erzeugtes zu erreichen war, eignete er sich an, soweit es überhaupt bekannt wurde. Diese Erweiterung des literarischen Gesichtskreises, durch welche die Philologie befähigt wurde ihre Betrachtungen über den Erdball auszudehnen, statt mit altfränkischer Konsequenz die Griechen und Römer zu traktiren, bewirkte jene ethisch gefärbte Formulirung der Idee der Humanität. Gab es doch überall, wo Menschen gelebt hatten, das Wunder einer eigenartigen

* S. Pott l. c. I, CCXX. Werke V, 294.

Sprache, mit eigenartigen Lauten und grammatischen Verhältnissen; eine eigene Welt des Gefühls und einen Kreis von tieferen Ansichten über Leben und Tod, Diesseits und Jenseits, Liebe und Haß und den natürlichen Verlauf der Dinge, in welchen die Menschen hineingestellt sind.

So brachte der historische Gang des Bekanntwerdens fremder Erzeugnisse eine Art geistiger Anthropologie hervor,* ein Studium des Menschen in geistiger Beziehung, eine Art ethischer Aneignung seiner fertigen Gedanken und literarischen Kunstwerke.

Die Masse neuer Sprachen brachte die grelle Verschiedenheit ihres Wesens zum Bewußtsein und reizte somit zu Fragen über diese Verschiedenheit der lautlichen und geistigen Eigenheit der Sprachen an.

Die Zeit brachte es mit sich, daß die Idee der Humanität in den Gemüthern Macht gewann. Die Literaturdenkmäler, auch die deutschen, so mannigfach verschieden nach Form und Inhalt, legten es nahe, sie durch eine Klassifikation zu ordnen, ihre gleichartigen Bestandtheile zu vereinigen und dadurch sowohl die Verschiedenheit der Produkte untereinander, als auch der modernen gegen die antiken, der deutschen gegen die griechischen und indischen u. s. w. festzustellen. Endlich konnte aus solcher Vergleichung eine Theorie, z. B. des Epos und der Tragödie entstehen, welche versuchte antike und moderne Werke als nach historisch-nationaler Nothwendigkeit geworden zu erklären.

Doch berührt diese Aufgabe schon das Gebiet der zünftigen Philosophie. Humboldt wiederholt unaufhörlich, daß der Mensch und alles Menschliche sein einziges Studium sei, so daß wir uns nicht wundern, daß er, der Sprachforscher und Philosoph, auch eine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers geschrieben hat. Wie die Philosophie, meint er, nach den ersten

* Werke V, S. 176.

Gründen der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers. Wenn nun schon selbstverständlich ist, daß er den Lauf der Begebenheiten wieder erzählt, so ist doch seine Aufgabe damit nicht vollständig bezeichnet, sondern es ist vielmehr die, seine Darstellung zum Range eines Kunstwerkes zu erheben, dadurch, daß er den Stoff zu einer gegliederten Einheit umschafft und ihn so geformt eigentlich erst aus sich produzirt. Er muß ihm erst die Form geben. Dies geschieht, wenn wir das Dargestellte als Einheit und Ganzes empfinden (nach Kantischem Ausdruck). Demgemäß ist eine logische Gliederung der Theile erforderlich. Besonders bei Ereignissen wird sie nur dadurch erreicht, daß die Nothwendigkeit der Ereignisse nach Grund und Folge dargestellt wird. Endlich jedoch kommt noch als Zugabe des Historikers eine Idee hinzu, insofern wir nach einem Analogon eines Planes (etwa nach einer Weltregierung) fragen, welcher sich verwirklicht, nach einem Ziel, zu welchem der Gang der Geschichte hinführt, dessen Grillen wir oft eines beschwerlichen Umweges glauben anklagen zu müssen. Diese Idee muß sich uns als eigentlicher Beweggrund enthüllen oder als hypothetischer glaublich machen.

Erst durch diese „idealische" Ausstattung des empirischen Stoffes vonseiten des Geschichtschreibers wird die Darstellung objektiv, wie die Dinge (nach Kant's Ausdruck) nur dadurch für uns Objekte werden, daß wir sie nach logischen Kategorien betrachten, nach der Kategorie der Einheit, der Substanz mit ihren Accidenzen, der Kausalität.

Für Humboldt's Zeit wird man begreiflich finden, daß Ideen, oder eine Idee den Grund der Welt, der Dinge und der Verhältnisse bildet, obgleich Ideen kein Gegenstand der Erfahrung sind, sondern eine Schöpfung des menschlichen Geistes. Sogleich jedoch werden wir fragen, wieviel solcher metaphysischen Voraussetzungen wir zu machen haben, und ob Humboldt das Problem berührt hat, wie die Ideen es machen, um zu wirken. Er nennt als solche Ideen z. B. Schönheit, Wahrheit, Recht oder ersetzt die beiden letzten durch die Idee der Güte.

Es scheint ihm unleugbar, daß die physische Natur nur ein großes Ganze mit der moralischen ausmacht und daß die Erscheinungen in beiden Gebieten nur einerlei Gesetzen gehorchen. Das Unendliche (der bewegende Grund der Welt) ist eigentlich die einzige Idee, aber sie spaltet sich für die Anschauung des menschlichen Geistes in mehrere. Dies ist ein metaphysischer Glaube ähnlich wie Hermann Lotze ihn ausgesprochen hat, wenn er sagt (Mikrokosmus III. 609): „weder ein Reich der Wahrheit noch ein Reich der Werthe ist früher als das erste Wirkliche, welches die lebendige Liebe ist; diese eine Bewegung zerlegt sich dem endlichen Erkennen in die drei Seitenkräfte des Guten, welches ihr Ziel ist, des Gestaltungstriebes, der es verwirklicht und der Gesetzlichkeit, mit welcher dieser die Richtung nach seinem Zweck innehält".

Der Geist der Menschheit und der Natur ist im Grunde nur einer und eben derselbe. Die Wirksamkeit der Ideen ist sichtbar, aber — unbegreiflich. Was ist denn nun idealisch? Was sind idealische Formen? Wir fragen: Formen wessen? Formen des menschlichen Lebens, der Entwicklung. Solche Formen sind Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtungen, Recht, Sprache. Diese Formen können in Humboldt's Sinne auch Ideen genannt werden. Idealisch heißt das, was unser Leben an jenen hypothetischen Grund der Welt anknüpft, so daß wir

dadurch als zusammengehörig gedacht werden mit den wahren Zwecken des Weltlaufs, die wir verwirklichen. Ein idealisches Kunstwerk soll uns auf die Unendlichkeit hinweisen; das Unendliche ist die Idee. Wirksam sind die Ideen nur als Schöpfung oder Inhalt des menschlichen Geistes.

Das Hauptinteresse hat nun Humboldt bekanntlich der Sprache zugewendet. Seine metaphysische Betrachtung ist auch hier zunächst bereit zu dem Geständniß der Unbegreiflichkeit. Denn er sagt: „als ein wahres unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation und als ein nicht minder staunenswerthes, wenngleich täglich unter uns wiederholtes und mit Gleichgiltigkeit übersehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, und ist (um jetzt nicht der überirdischen Verwandtschaft des Menschen zu gedenken) die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, daß der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, daß Ich und Du nicht blos sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem Punkte der Trennung zurück gehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind und daß es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hilfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zum uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde."

In der That, dies hat er mit Recht als räthselhaft bezeichnet, wie denn Verständniß möglich ist. Die Sprache ist offenbar nicht Erzeugniß der Einzelnen. Denn Sprechen setzt zwei voraus und ist nicht denkbar ohne den Erfolg und späterhin die Absicht der Mittheilung und des Verständnisses. Wir können uns wohl denken, daß der erregte Mensch in artikulirte Töne ausbricht: aber ist damit selbstverständlich die Erwartung berechtigt, daß er verstanden werden wird? Nun kann doch der Mensch nicht die Sprache erfunden haben, um sich mitzutheilen; denn ehe er sie besaß, wußte er doch nichts von

jener Möglichkeit einer Mittheilung durch Sprache, von diesem Mittel die persönliche Wirksamkeit um ein neues Organ von unermeßlichem Werthe zu erweitern. Sie ist also an ihm entwickelt und ohne seine bewußte Ueberlegung entstanden. Wenn nun aber verständlich erscheint, daß etwa in einem kleinen Kreise ähnlich organisirter Menschen sich Sprache und gegenseitiges Verständniß (vielleicht mit schwerer Mühe) entwickelt hat, so tritt uns gleich die andere Frage entgegen, woher die Verschiedenheit der Sprachen kommt? Unzweifelhaft ist die Sprache ein so wichtiges Organ des geistigen Lebens, daß sie für die historische Wirksamkeit einer Gemeinschaft Bedeutung hat oder mindestens ist sie ein charakteristisches Zeichen für eine Gesammtheit neben anderen Ausprägungen ihres Geistes, also nicht sowohl Grund als Folge der geistigen Anlage, so daß z. B. die Griechen nicht eine gute Literatur und Kunst hatten, weil sie eine schöne Sprache hatten, sondern Literatur, Kunst und Sprache waren ausgezeichnet, weil sie geistig gut beanlagt waren. Humboldt glaubte nun, daß die Sprache dasjenige Organ des Geistes ist, dessen Entwicklung für die Verschiedenheit der Nationen und ihres Charakters die größte Bedeutung hat.

Doch verliert die Frage nach dem Ursprung der Sprache und nach dem Grunde ihrer Verschiedenheit trotz allem, was Humboldt darüber gesagt hat, kaum den Charakter des Räthselhaften. Nach seiner Weise suchte er das Problem logisch und metaphysisch klar zu machen. Da also die Sprache eine Funktion des Geistes ist, so muß erwiesen, d. h. als logisch möglich oder nothwendig dargestellt werden, daß es zum Wesen des Geistes gehört, Sprache zu erzeugen, daß der menschliche Geist gar nicht gedacht werden kann ohne den Besitz der Sprache, daß die Sprache ein nothwendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes ist. Sie ist das unentbehrliche Mittel die reale Welt mit ihren sinnlichen Qualitäten zu einem geistigen, idealgeformten Besitz der

Menſchen zu machen. So giebt die Sprache die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Ueberſinnlichen, des Stoffes mit dem Geiſte, des Menſchen mit der ewigen Wahrheit.

„Die Ergründung des Zuſammenhangs der Sprache (ſo heißt es einmal) mit der Bildung der Nation iſt ſchon an ſich von der höchſten Wichtigkeit und kann als die letzte Frucht des Sprachſtudiums angeſehen werden. Sie bemüht ſich, dem feinen und nie völlig zu begreifenden (sic) Wechſelverhältniß des Ausdrucks und des Gedankens näher zu treten und bereitet zu einer der wichtigſten Unterſuchungen der Menſchengeſchichte vor. Denn die Sprachen gehören offenbar zu den hauptſächlich ſchaffenden Kräften in dieſer; und in der Maſſe der Bildung, welche das Menſchengeſchlecht bis jetzt erreicht hat, laſſen ſich ſehr wohl diejenigen unterſcheiden, welche weſentlich dazu mitgewirkt. Der Einfluß anderer hat ſich auf engere Kreiſe beſchränkt, andere ſind, ohne irgend eine bleibende Spur in Bildung oder Ideen zurückzulaſſen, dahin geſtorben oder dienen noch auf gleiche Weiſe dem täglichen Bedürfniß fort und nutzen wiſſenſchaftlich blos durch die übrig gebliebene Kenntniß ihres Baues; aus anderen endlich, ſelbſt roh und ungebildet gebliebenen, iſt Kraft und Reichthum auf ſpätere übergegangen. Alles dies hat die Geſchichte zu ſondern, mit den übrigen, auf die Schickſale der Menſchheit einwirkenden Umſtänden in Zuſammenhang zu bringen, und nachdem ſie auf dieſe Weiſe die Sprachen als Urſachen betrachtet hat, ſie auch als Wirkungen anzuſehen .... Die wahre Wichtigkeit des Sprachſtudiums liegt in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorſtellungen. Er iſt nicht blos ein metaphyſiſcher, das Daſein des Begriffs bedingender; ſie wirkt auch auf die Art ſeiner Geſtaltung und drückt ihm ihr Gepräge auf ... Sie ſteht ebenſo der Fügung des Gedankens in innerlicher oder äußerlicher Rede vor und beſtimmt dadurch auch die Verknüpfungsweiſe der Ideen, die wieder auf den

Menſchen nach allen Richtungen hin zurückwirkt. Das Verfahren der verſchiedenen Sprachen iſt hierbei ſichtbarlich nicht daſſelbe. Eine Nation iſt eine durch eine beſtimmte Sprache charakteriſirte geiſtige Form der Menſchheit, in Beziehung auf idealiſche Totalität individualiſirt. Die Sprachen werden nur von Nationen erzeugt, feſtgehalten und verändert, die Vertheilung des Menſchengeſchlechts nach Nationen iſt nur ſeine Vertheilung nach Sprachen, und auf dieſe Weiſe iſt ſie es allein, welche die ſich in Individualität der Allheit nähernde Entwickelung der Menſchheit zu begünſtigen vermag.“

Doch fragen wir nun nach ſeiner Anſicht vom Grunde der Sprachverſchiedenheit. Die Sprachen ſind verſchieden, weil die geiſtige Kraft der Nationen verſchieden iſt. Woher kommt das? Er geſteht wieder: aus der unergründlichen Tiefe ihrer Individualität. Wie mächtig nämlich (Humboldt ed. Steinthal S. 156) Natur und Geſchichte auf die Nationen einwirken, ſo iſt es doch immer jene inwohnende Kraft, welche die Wirkung aufnimmt und beſtimmt, und nur dieſelben Menſchen, nicht Menſchen überhaupt, würden unter denſelben Umſtänden zu demjenigen geworden ſein, was wir jetzt an dieſem oder jenem Volksſtamm erblicken. Ohne die reelle Kraft, die beſtimmende Individualität an die Spitze der Erklärung aller menſchlichen Zuſtände zu ſetzen, verliert man ſich in hohle und leere Ideen. Alle Erſcheinungen im Leben der Nationen finden ihren letzten beſtimmenden Grund in der Natur dieſer Kräfte, die daher ſelbſt, in Art und Grad, verſchieden ſein müſſen. Daß die menſchlich geiſtige Kraft, die doch wahrhaft individuell nur im Einzelnen erſcheint, ſich auch in Bildung einer Mittelſtufe nationenweiſe individualiſiren mußte, liegt zwar im allgemeinen in dem den Begriff der Menſchheit nothwendig bedingenden Charakter der Geſelligkeit, allein ganz beſtimmt in der Sprache, die nie das Erzeugniß des Einzelnen, ſchwerlich das einer Familie, ſondern

nur einer Nation sein, nur aus einer hinreichenden Mannigfaltigkeit verschiedener, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und Empfindungsweise hervorgehen kann.

Wie überall, so ist auch hier anzuerkennen, daß Humboldt in die Tiefe gegangen ist und Probleme angeregt hat, welche als höchste Ziele der Forschung gelten können. Ein Beispiel möge das veranschaulichen. Noch immer ist es nicht gelungen, eine Verwandtschaft oder Urgemeinschaft des indogermanischen und semitischen Sprachstammes zu erweisen, so daß beide Sprachstämme und die sie vertretenden Völker als spezifisch verschieden zu gelten haben. Nun wäre es eine (übrigens schon öfter vergeblich bearbeitete) schöne Aufgabe, aus der Gesammtheit aller historischen Erzeugnisse beider Stämme, aus ihren Leistungen in Politik, Religion, Sprache, Kunst u. s. w. die Verschiedenheit ihres Geistes darzulegen, also eine auf Thatsachen ruhende Charakteristik des indogermanischen und semitischen Geistes zu geben. Gesetzt, unsere historisch-empirischen Vorarbeiten machten uns schon dazu fähig, so bliebe immer noch die feinere und tiefere Aufgabe, in allen Erzeugnissen eines Stammes ein gemeinsames Gesetz des Fortschritts nachzuweisen, so daß etwa derselbe geistige Habitus, welcher die Sprache charakterisirt, ebenso als Grundzug der Poesie, der Religion und der bildenden Künste hervortritt. Wäre uns schon eine so gründliche Einsicht irgendwo erschlossen worden, so würde das Verständniß des geschichtlichen Lebens jenes Volkes oder jener Völker wahrscheinlich klarer werden in seiner eigenen Konsequenz und in seinem Unterschied gegen andere Völker.

So wenig Humboldt's Anschauung von der Individualität der Völker veraltet ist — denn Forscher wie Th. Waitz, Lotze, Peschel, Gerland haben sich ähnlich geäußert —, so wenig sind die Aufgaben veraltet, welche er aufgestellt hat. Freilich werden wir kaum mit heißblütiger Erwartung an ihre auch nur bald

zu erwartende Lösung glauben dürfen. Daß er in seiner Art auch wieder die Gleichartigkeit der Menschen behauptete, geht aus einer Aeußerung hervor, welche zugleich seine ethische Ansicht von der Geschichte bezeichnet. Er sagt: „Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen nahe verbrüderten Stamm zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und die Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins, beides durch seine Natur selbst in ihn gelegt. Er sieht den Boden, soweit er sich ausdehnt, den Himmel, soweit, ihm entdeckbar, ihn Gestirne umflammen, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an .... So fest gewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, ist jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts eine der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit."

Seine politischen Gedanken können hier kurz bezeichnet werden, weil sie mit seiner Ansicht vom Menschen zusammenhängen und mit seiner Idee von Humanität. Sie halten sich in idealer Allgemeinheit über dem so vielfach verschlungenen Gewebe der politischen Verhältnisse und gipfeln darin, daß es die erste Aufgabe des Staates sei, die Kräfte seiner Bürger zur Entwickelung zu bringen. Nicht darauf komme es an von Seiten des Staates eigentlich zu leiten, zu helfen, zu beglücken, sondern auf die Steigerung der individuellen Fähigkeiten seiner Bürger. Es sei genug, wenn der Staat Sicherheit nach außen und

gesetzmäßige Ordnung im Innern gewährt. Die Persönlichkeit erscheint ihm also als etwas so Werthvolles, daß ihre Ausbildung für die Gemeinschaft das Wichtigste und Nützlichste ist.

Versuchen wir nun eine kritische Zusammenfassung seiner Persönlichkeit zu gewinnen, indem wir noch einige bisher nicht erwähnte Seiten seines Wesens herbeiziehen. Zweierlei müßte dabei klar werden: die Einheit seines Wesens, der Grundzug seiner Natur, welche sich in ihren verschiedensten Regungen wieder erkennen läßt, und zweitens der Unterschied seiner Betrachtungsweise gegen die seiner von ihm angeregten Nachfolger, ein Unterschied, welcher naturgemäß zugleich für das 18. und 19. Jahrhundert bezeichnend ist.

Man kann wohl sagen, daß sein Leben das harmonische Bild eines ästhetisirten Genußlebens ist. Aeußerlich insofern, als er nur sporadisch einem amtlichen Beruf sich hingiebt und, wo er es thut, womöglich seine ästhetische Befriedigung dabei zu erreichen sucht, wie in Rom. Denn von dort schrieb er: ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr; und was giebt es auch eigentlich höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart zu genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres." So war ihm Lernen ein Genuß; viel mehr als Produciren. Ja, gegen letzteres hatte er einen deutlichen Widerwillen. Er sagt:* habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem Andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Ich muß hinzusetzen, daß auch der

* Werke V, 40.

Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin. Er wollte lernen, nicht lehren. Alles, was schön und tief war, wollte er genießen. Seine Liebe für poetische und plastische Kunstwerke war unbegrenzt (z. B. an eine Freundin S. 149). So konnte sich seine Gedanken- und Gefühlsschwelgerei nie genug thun. Nicht nur insofern, als er Lieblinge, wie Pindar und Aeschylus mit der Ausdauer und Gründlichkeit des Fachgelehrten bearbeitete und übersetzte, sondern auch insofern, als er die Dinge unermüdlich im Denken hin- und herwendet und immer wieder versucht, ihnen eine neue Seite abzugewinnen. Werden wir es nicht Gedankenschwelgerei nennen, wenn Jemand über Goethe's Hermann und Dorothea ein dickes Buch schreibt? so schreibt, wie Humboldt, daß er eine ganze Aesthetik an diesem Dichterwerk entwickelt? Nun ist freilich nicht jedes dicke Buch ein Zeichen jener Humboldt beigelegten Eigenschaft, allein wer Humboldt's Buch liest, wird finden, daß er nur darum so breit und tief geworden ist, weil jenes Epos und sein Urheber ihm Gegenstand des höchsten Genusses waren.*

Seine Lust, sich zu versenken, zeigt sich auch in der Art, wie er über die Griechen und Inder urtheilt. Die Griechen reißen ihn einmal zu der Uebertreibung hin, alles andere sei doch eigentlich barbarisch im Vergleich mit ihnen. Indischer Tiefsinn oder die ihm ähnliche etwas melancholische Einförmigkeit gewisser Gedanken über das Leben fesselten ihn so sehr, daß er Stücke der indischen Literatur philogogisch bearbeitete und übersetzte. Seine Produktion war fast immer so subjektiv, daß sie eines Interpreten bedurft hätte und daß Leute wie Körner und Kant seinen Tiefsinn anerkannten, wenn sie auch in

* Werke V, 209.

Zweifel waren, ein klares Bild seiner Gedanken aus seinen Schriften erhalten zu haben. Ja, heutzutage geht es uns kaum besser, so daß seine Werke Kommentare erhalten mußten, um verständlicher zu werden.

Die Welt des Gedankens war die Lieblingsstätte seines Geistes.* Ueberall die stetige Vorliebe für die abstrakt philosophische Behandlung der Dinge. Idee und idealisch, Form, Charakter sind ihm Hilfsmittel für die Begreifbarkeit seines Stoffes. Die hohen Regionen der Metaphysik sind ihm die liebsten — so viel er auch empirisches Wissen besaß. Da die Ideen das Unendliche sind und der Grund der Welt wie das Prinzip der Erscheinungen, so haben sie einen mystischen Hauch,** welcher die Art ihres Wirkens geheimnißvoll verschleiert und so gelegentlich anziehender ist als die „gemeine Deutlichkeit der Dinge". Darum war er wiederholt bereit zu gestehen, daß ein Geschehen rätselhaft, unbegreiflich, unergründlich ist, ohne darum von dem Versuche abzulassen, es dennoch, wenn auch nur abstrakt-logisch, sich begreifbar zu machen. Metaphysisch begreifbar, d. h. denkbar zu machen, ist aber nicht dasselbe, wie genetisch-mechanistisch erklären. Wenn wir schon glauben, daß die Sprache zum Begriff des Menschen gehört, so wissen wir immer noch nicht, wie sie real entsteht. Darin ist Humboldt Sohn seiner Zeit, daß die ideale Betrachtung vorherrscht und die mechanistische zurücktritt. Seine Nachfolger hatten sich die Frage vom Ursprung der Sprache in anderem Sinne vorzulegen.

Die Sprache muß erklärt werden als physiologisch-psychologischer Prozeß, als ein empirisch-nothwendiges Ereigniß. Humboldt's Betrachtung schwebt über den Dingen und vermag sie nicht dadurch zu erklären, daß er sie metaphysisch begreifbar macht.

* Briefe a. e. Fr., I, 48, S. 12, 15, 23, 78, 106, 107, 303, 379.
** Ibid. S. 33, 36, 145.

Diese Nothwendigkeit, Thatsachen empirisch-einzeln zu erklären durch die Unterordnung unter das Prinzip des Mechanismus ist, besonders in geistigen Dingen, eine Forderung des 19. Jahrhunderts. Gliederung des Vorgangs, Zerlegung in kleine und kleinste Theile scheint uns jetzt mehr Aussicht auf Erfolg zu versprechen, als die Hülfe so umfangreicher aber inhaltsarmer Formeln wie „Idee".

Auch in der ästhetischen Betrachtung haben wir begonnen das elementare Detail zu Rathe zu ziehen, um die Theorie des Gefallens auf wissenschaftlich kontrollirbare Gesetze zu gründen. Man denke an Männer wie Fechner, Helmholtz, Wundt u. A.

So scheint mir auch eine gewisse Universalität der geistigen Ausbildung jener Epoche des 18. Jahrhunderts im Gegensatz zu stehen gegen unsere Zeit. Das Interesse war reicher und die Persönlichkeit höher geschätzt und liebevoller gepflegt als bei uns. Welche herrlichen Schätze von Briefwechseln haben wir aus jener Zeit! Soll man nicht glauben, daß dies in einer geistigen Eigenart der Zeit begründet ist? Zwei Lieblingsworte Humboldt's, Einheit und Totalität, dürften kein Zufall sein, sondern ein unwillkürlicher Ausdruck geistiger Bestrebungen und persönlicher Thatsachen. Mag sich, in jener Art Briefe zu schreiben, auch der Umstand geltend machen, daß die Menschen schwerer und seltener aus der Entfernung zusammen kamen, so würde daraus noch nicht folgen, daß sie sich viel und oft schreiben mußten. Demnach scheint sich darin ein wirklich humaner Zug der Zeit zu offenbaren: das Vertrauen, Interesse zu erregen, der Wunsch, Gedanken auszutauschen, und eine gewisse Freiheit des Geistes, welcher nicht in dem kleinlichen Drang des Lebens und in der geschäftigen Hast des Berufes aufging (Br. a. e. Fr. I, 71). Liest man Humboldt's Briefwechsel mit einer Freundin, so wird man erstaunen über den Zeitaufwand, selbst wenn man erwägt, daß der Schreiber mehr Zeit hatte, als viele

andere Menschen. Diese Briefe sind charakteristisch für seine Gedankenschwelgerei, seine humane Liebe,* sich in eine andere Persönlichkeit zu versenken und wohl auch für seine Neigung das weibliche Geschlecht zu studiren. Mindestens einen theoretischen Beweis seines Interesses für das weibliche Geschlecht und für seinen Gegensatz zum männlichen hatte er in jenen zwei Abhandlungen gegeben, deren Gedankengang auch deswegen hier kurz wiederholt werden soll, weil er Humboldt's Art zu philosophiren veranschaulicht. Es ist dies die Abhandlung „über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „über die männliche und weibliche Form" (1795). Um diese wunderbare Thatsache zu erklären, geht Humboldt zurück auf das allerabstrakteste Prinzip der Naturbetrachtung: auf das Verhältniß der Wechselwirkung. Alles, was wird und ist, gehorcht dem Gesetz der Kausalität und zwischen allen Bestandtheilen der Welt findet Wechselwirkung statt. Eine besondere Art der Wechselwirkung ist nun die zwischen den verschiedenen Geschlechtern. Diese Art ist freilich nicht in sich einheitlich, sondern ist mindestens in die zwei Unterarten des Geschlechtsverhältnisses an Pflanzen und des der Thiere (und Menschen) zu zerlegen. Weil also allerwärts in der Natur Wechselwirkung existirt, so auch — würden wir fortfahren — beim Menschen. In der That ist jenes Prinzip viel zu umfassend (abstrakt), um eine konkrete Einzelheit wie diese hier zu erklären. Denn wenn schon die Wechselwirkung auch auf das menschliche Leben sich erstreckt, so bleibt diese besondere Form noch ganz unerklärt, wie sie schon bei den Pflanzen nur als Wunder angestaunt werden kann.

Er sah nun wohl ein, daß die Sache trotz der Unterordnung unter jene allgemeine Formel noch dunkel war. Deswegen

* S. 318, 5, 7, 9.

versuchte er die geschlechtliche Wechselwirkung zu erklären durch alle sonstigen Beispiele dieses Verhältnisses, indem er die im Prozeß wirkenden Faktoren, ihre Gefühle und ihr Vermögen auch bei geistiger Erzeugung charakterisirt.

Jene klassische Epoche des 18. Jahrhundts hatte in mancher Hinsicht eine idealistische Neigung das gering zu achten, was blos nützlich oder angenehm war: ein Besitz, ein Genuß, eine That sollte an sich gut, schön und erstrebenswerth sein. Der Erfolg als Grund des Handelns und als Werthmesser kam etwas in Mißkredit. Das äußerte sich in der ethischen Betrachtung, in der ästhetischen Theorie und in den wissenschaftlichen Bestrebungen, welche dem Alterthum zugewendet waren.

So wäre es barbarisch gewesen als Erklärungsgrund für die Verschiedenheit der Geschlechter den Zweck der Erhaltung der Art gelten zu lassen — obgleich dabei immer noch nicht erklärt gewesen wäre, wie und warum dieser Unterschied entstanden ist. Natürlich sieht sich auch Humboldt nach einem idealischen Grunde um. Der Begriff der Menschlichkeit, meint er, wird weder durch die männliche noch durch die weibliche Form erfüllt d. h. vollkommen erschöpft. Vom Ideal der Schönheit wird Mann und Weib durch die spezifischen Formen ihres Wesens getrennt. Der Geschlechtscharakter ist also eine Schranke, so daß jeder für sich, Mann oder Weib, nicht den vollen Inhalt dessen enthält, was wir überhaupt menschliches Wesen und menschliche Entwicklung nennen. Ein Individuum einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller seiner Zustände, nicht alle möglichen menschlichen Gefühle und Gedanken. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt. Da es nun Gesetz der endlichen Natur sei, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen

aufzusteigen, nur durch Trennung zur Vereinigung, durch Disharmonie zur Harmonie zu gelangen, so ist die Spaltung der Schönheit in männliche und weibliche, der idealen menschlichen Form in die männliche und weibliche, der einzige Weg, um jene einheitliche Form des Menschenthums, wenigstens vorübergehend zu erreichen.

Wie anders behandeln heute unsre Anthropologen und Biologen dieses Problem: indem sie unverdrossen empirisches Material sammeln, exakt untersuchen, nach historisch-genetischer Erklärung trachten und den Thatsachenhunger unsrer Zeit durch die in's Kleinste dringende naturwissenschaftliche Untersuchung bekunden. Daß Humboldt's Gedanken schön sind, wird man zugeben: nur erklären sie nichts. Er wirkt auch hier mehr stimmend als klärend; bildend aber dadurch, daß er zum Denken nöthigt.

Folgen wir nun seiner Gedankenlyrik in Prosa zu dem oben erwähnten praktischen Beispiel, zu dem Briefwechsel mit Charlotte Diede. Sie war ein schönes, reichbegabtes und in einem langen Leben hartgeprüftes Wesen. Er hatte sie als junger Mensch auf einem dreitägigen Ausfluge kennen gelernt, den er von Göttingen aus 1788 nach Pyrmont unternommen hatte. Nach vielen Jahren (1814) war sie es, welche sich jener Stunden erinnerte und aus der Einsamkeit des Unglücks sich an ihn wendete, um sich den Genuß eines ihr gemäßen geistigen Verkehrs zu verschaffen. Humboldt selbst hatte daran keinen Mangel; denn er lebte in glücklichster (kinderreicher) Ehe und seine Frau war damals noch am Leben; sie starb 1829.* Wie er sie verehrte, läßt sich daraus schließen, daß er sie Leitstern seines Lebens und Willens nennt; sie sei das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen. Und nach ihrem Tode: „aller Friede, jede geheime und süße

* Briefe a. e. Fr. II 18 S. 280.

Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kömmt mir noch immer von ihr und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen." Trotzdem besaß er jene erstaunliche geistige Hingebung für diese Freundin. Er gesteht gern, daß er immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt hat, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen im Stande ist. Der Briefwechsel gewährt ihm ein süß erhebendes Gefühl. Unaufhörlich bittet er sie um eine ganz detaillirte Geschichte ihres Lebens, ihrer geistigen Entwickelung; diese und die seltene Ausbildung ihres inneren Lebens will er übersehen und genau kennen. „Lieb wär es mir, wenn Sie in dritter Person redeten; geben Sie Menschen und Orten . . . auch mir andern Namen. Nur den Namen Charlotte behalten Sie, ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe." Sie wundert sich, daß ihm eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen und ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen geblieben ist; er versichert, daß das, was den Menschen als Menschen berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, immer einen hauptsächlichen Reiz für ihn gehabt haben. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben sei eigentlich das höchste.

Er liebte es, ihre Briefe sehr pünktlich zu erhalten und erkannte in dieser Beziehung „sehr dankbar die Aufmerksamkeit auf seine Wünsche" an (II 9 S. 254; II 16, S. 274). Ueberall hat er Zeit ihr zu schreiben auf seinen Reisen und Lust von ihr zu hören; doch blieb die Korrespondenz ganz geheim, denn „was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen".

Sie dauerte bis zu seinem Tode, obgleich er „sich selbst manchmal wunderte, wie er ihr so oft und lange Briefe schreibt".

Seine Geschichtsbetrachtung endlich möchte sich gerade in dem, was ihr eigenthümlich ist und was sie ästhetisch anregend

macht, von unsrer thatsächlich mechanischen, nicht sowohl methaphysischen, als politisch-psychologischen unterscheiden. Daß er den Geschichtschreiber und seine Thätigkeit mit dem Dichter und seinen Kunstwerken vergleicht, ist eigentlich selbstverständlich. Denn der Kreis Schiller's und Goethe's bekannte sich zu dem Glauben an die heilige Würde der Kunst und zu der Forderung, daß der Mensch sich die Harmonie eines Kunstwerkes erringen, ja wo möglich (er sei, was er sei) ein Künstler sein müsse. So Humboldt in seiner ersten politischen Schrift, so in seiner Auffassung von der Geschichte.

Wenn die Ideen in der Geschichte wirksam sind, so fragt sich, wie sie entstehen und wie sie es machen, um zu wirken. Wir suchen so nahe liegende Faktoren wie den Boden, das Klima, den Himmel nicht vergeblich bei ihm. Aber ihre Wirksamkeit wird nicht mechanistisch d. h. physikalisch dargelegt. Wir haben heute, von den ausgezeichneten Forschern auf diesem Gebiete zu schweigen, sogar ein neues Wort für diese Bestrebungen angeboten erhalten: Die Anthropo-Geographie. Wir sind, glaube ich, geneigt, die historischen Prozesse allerdings abzuleiten aus den physikalischen Bedingungen, unter welchen die Menschen sich vorfinden, jedoch so, daß wir die Natur des Menschen und seine Bedürfnisse als Erklärungsgrund in Betracht ziehen,* nicht die mystische Gewalt der Idee. Wir würden, meine ich, von dem dringendsten Bedürfniß des Menschen ausgehen, nämlich von der Frage seiner Ernährnng und von seinen allgemeinen Lebensbedürfnissen. Außerdem kommt als wichtigster Faktor seine Metaphysik d. h. bie Summe seiner religiösen Vorstellung hinzu.

Die Bearbeitung der Außenwelt, des Erdbodens und seiner Erzeugnisse, die Wahl des Aufenthalts, die Lebensvorrichtungen sind in erster Linie abhängig von den Bedürfnissen

* Humb. ed. Steinthal S. 156.

des Magens. Die Menschen wünschen immer mindestens so viel zu haben als sie brauchen, sie erstreben das, was man in der anorganischen Natur den Sättigungszustand nennt. Infolge dessen wird der Magen und die sonstige Lebensnothdurft der Antrieb für die Besonderheit der menschlichen Arbeit. Seine Wirksamkeit hauptsächlich hat die von menschlicher Arbeit herrührenden Veränderungen der Erdoberfläche zur Folge. Er ist es, welcher Mannigfaltigkeit in dem Erwerb der Nahrung hervorbringt und dessen Drängen zur Erfindung von Werkzeugen führt, welche für jenen Zweck brauchbar erscheinen. Er bewirkt die Wanderungen der Menschen und scheint die hauptsächlichste Ursache der kriegerischen Katastrophen zu sein, welche uns einen Masseneindruck vom Kampf ums Dasein gewähren.

Ja, es dürfte sich nicht bezweifeln lassen, daß auch die Pflege so mancher wissenschaftlichen Disziplinen einen sehr realen Grund hat. Kann man nicht glauben, daß einige Zweige der Gelehrsamkeit sehr bald verdorren würden, wenn ihre Pflege nicht Aussicht gewährte auf Lebensunterhalt? Naturam furca expellas, tamen usque redibit. Wenn wir uns auch schmeicheln, daß dies und jenes humanistische Studium ideal ist, antibarbarisch wirkt und irgendeine tiefklaffende Lücke unsrer mangelhaften Humanität ausstopft, so lehrt doch die Geschichte vergangener Zeiten, daß die anmuthigen Uebungen des Verstandes und Witzes absterben, sobald die Nachfrage fehlt. Sie lebten, weil sie ein Bedürfniß erfüllten, und Bedürfnisse werden nicht umsonst erfüllt.

Es läßt sich nicht verkennen, daß der Mensch auch ästhetische Neigungen entwickelt, daß er nicht blos Hunger hat, sondern auch Wohlgefallen und schließlich Wohlwollen. Außer dem Magen indessen scheint die Religion der lebendigste Antrieb seiner Bewegungen zu sein. Daß auch sie mit dem menschlichen Wohlbefinden in engem Zusammenhang steht, bedarf keiner Darlegung.

Sie ist, ohne irgend damit ihr Wesen zu erschöpfen und ihren wahren und hohen Werth bezeichnen zu wollen, nach einer gewissen Richtung hin ein zu dem Zweck entstandenes Organ, die Wirksamkeit des menschlichen Handelns auch über das Leben hinaus, ja bis in die Ewigkeit zu erweitern.

Sollen also Ideen wirken, so stellen wir uns vor, dann müssen sie die realen Bedürfnisse der Menschen in Bewegung setzen. Indessen ist hier kein Raum, um diese Gedanken zu verfolgen.

Die vielgeschäftig in Einzeluntersuchungen zersplitterte Thätigkeit unsrer Zeit hat uns noch nicht wieder zu einer einheitlichen Weltanschauung kommen lassen. Aber ganz sicher ist die Kenntniß der Thatsachen der beste Weg, um dazu zu gelangen. Die Spekulation bekommt neues Blut und erhält durch die empiristische Forschung Bausteine zum System der Weltweisheit. Wenn künftige Geschlechter die Arbeit ihrer Vorfahren wieder in eine ideale Harmonie jener Art zu vereinigen imstande sein werden, dann kann es wohl sein, daß auch Humboldt's Ideen ihre dauernde Wahrheit beweisen werden, wenn sie gleich eine ganz andre empiristische Begründung erhalten haben, als er und seine Zeit sie geben konnte.

Zum Schluß seien hier aus seinen zahlreichen Sonetten zwei angeführt, welche nicht blos durch den Inhalt (das sind sie meist), sondern auch durch die Form (was selten der Fall ist) sich auszeichnen.

1. Kein süßres Wort (VI, 609).

Die Sprache hat kein süßres Wort erfunden,
Als wenn vertraulich Du die Lippen sagen,
Bald zuversichtlich nach beglückten Stunden,
Bald schüchtern, wenn sie's kaum erst hoffend wagen.
Denn was je mit dem Andern wird verbunden
An seeligem Gefühl im Wonnezagen,
Wird in die eine Silbe eingewunden,
Wie Blumenstrauß, den Mädchenbusen tragen;

Und diese goldenduft'ge Blüthenfülle
Wird auf das eigne Wesen dann bezogen,
Dem Du entspricht ein Ich; man fühlt ein Wogen
Von Trunkenheit in heiliger Wonne Stille.
Denn Du und Ich, zu Wir vereint zusammen,
Hebt über der Gestirne Aetherflammen.

2. Zuversicht in den Sternen (VI, 612).

Sind denn die Schwäne alle fortgezogen,
Die sonst hier heimisch ihre Sitze hatten?
Du siehst sie ziehn, des Stromes blaue Wogen
Mit den geschwellten Fittigen beschatten.
Die Falschen meine Hoffnungen betrogen,
Irrlichtern gleich auf nebelfeuchten Matten.
Die Sterne nur stehn fest am Himmelsbogen,
Sonst sich mit Allem Flucht und Wandel gatten.
So wie der Schwäne silberweiße Schwingen
Sah ich die Freuden meiner Jugend glänzen
Und eilte rasch damit mein Haupt zu kränzen,
Da nichts kann die entflohnen wiederbringen.
Erinnrungsvoll nun schau ich auf die Sterne,
Die Zuversicht entsenden dunkler Ferne.*

* Vgl. an eine Fr., I, 52, S. 118. I, 67, S. 157. I, 89, S. 221. II, 31, S. 322. II, 32, S. 327. II, 39, S. 343. II, 18, S. 282.

Literarische Nachweisungen.

1. Im allgemeinen.

a. W. v. H. Gesammelte Werke. Berlin, Reimer. 1841—48. 6 Bände. Indisches, I, S. 110—184. Ueber Goethe's Herrmann und Dorothea, IV, S. 1—268. Briefe an F. A. Wolf, V, 1—316; an Forster, I, 271—300. Politisches, I, 301—342. II, 242—263.

b. Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt. Herausgegeben und erklärt von H. Steinthal. 699 S. 1883. Enthält: 1. Ueber das vergleichende Sprachstudium. 2. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung. 3. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. 4. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

c. Dieselbe Abhandlung (4) herausgegeben von A. F. Pott, Berlin 1876. Erster Band: W. v. H. und die Sprachwissenschaft. Zweiter Band: Text.

d. Briefe an eine Freundin (z. B. Berlin 1881).

e. Gedächtnißrede auf W. v. H. von Steinthal 1867.

f. Ueber W. v. H. von demselben (28. Mai 83). 1883.

g. W. v. H. Lebensbild und Charakteristik von Haym. Berlin 1856.

h. Literarischer Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen. Leipzig 1848. II, 11, 17, 19, 40, 47, 62, 65.

2. Im besonderen.

a. Zu S. 20, vgl. Lotze, Mikrokosmus, III, S. 98 f. II, 339 der zweiten Aufl. Oskar Peschel, Völkerkunde, dritte Aufl., S. 22—27, 207, 266, 278, 481, 496, 516. Theod. Waitz, Anthropologie, zweite Aufl., I, S. 384, 409. G. Gerland, Anthropol. Beiträge, Halle 1875, S. 146, 196, 200.

b. Zu S. 24/25, vgl. Lotze, Mikrokosmus, III, S. 71 (Mechanik der Gesellschaft). J. St. Mill, Logik (deutsch v. Schiel. II, 468 f., 489, 515 f., (deutsch v. Th. Gomperz, Band III, Kap. 9—11, S. 302—356).

c. Zu S. 30, über das Verhältniß zwischen Geographie und Anthropologie Waitz, Anthropol., I, 8 f. Ueber das Verhältniß der Ethnologie zur Anthropologie. G. Gerland, Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle (April 1882).

d. Zu S. 30, Hegel, Vorles. über die Philos. d. Gesch. ed. Gans, 1840, S. 36. „Denn so etwas Leeres, wie das Gute um des Guten willen, hat überhaupt in der lebendigen Wirklichkeit nicht Platz." Br. a. e. Fr., S. 142.

Enthüllung des Denkmals vor der Berliner Universität den 28. Mai 1883.

(684) Druck von J. F. Richter, Hamburg.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

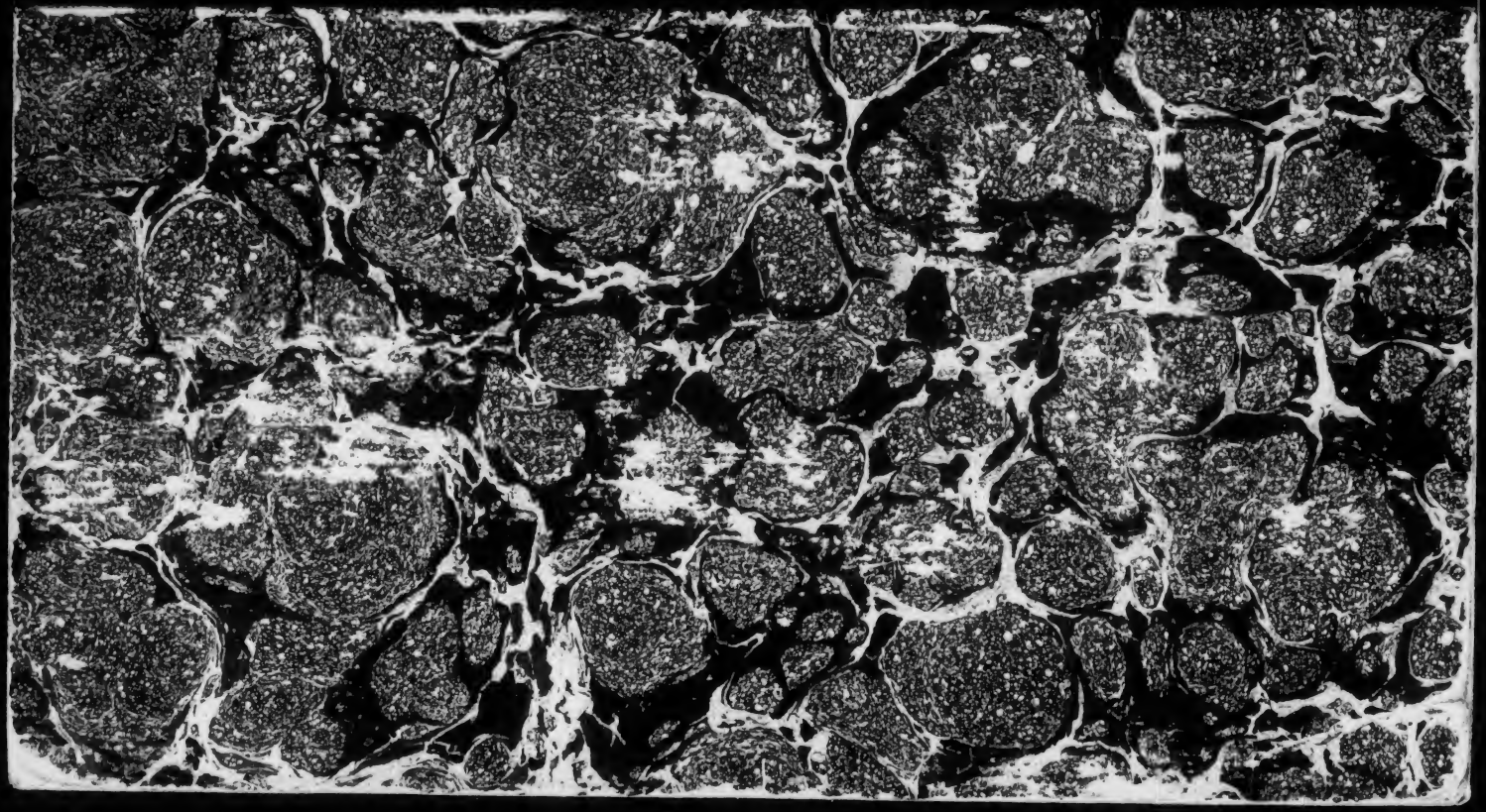
This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
C28/266-50M			

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021122369

D193H881
DB

D193H881 DB
Bruchmann
Wm. von Humboldt
3/15/66 Bindery-R

THE LIBRARY OF PHILOSOPHY

APR 11 1966